

imstande war, sich vom Parteimitteilungsblatt zu einer überregionalen Wochenzeitung zu mausern, sah „Publik“ schon vor dem Erscheinen „im breiten (und seichten) Strom des Linkskonformismus“ schwimmen.

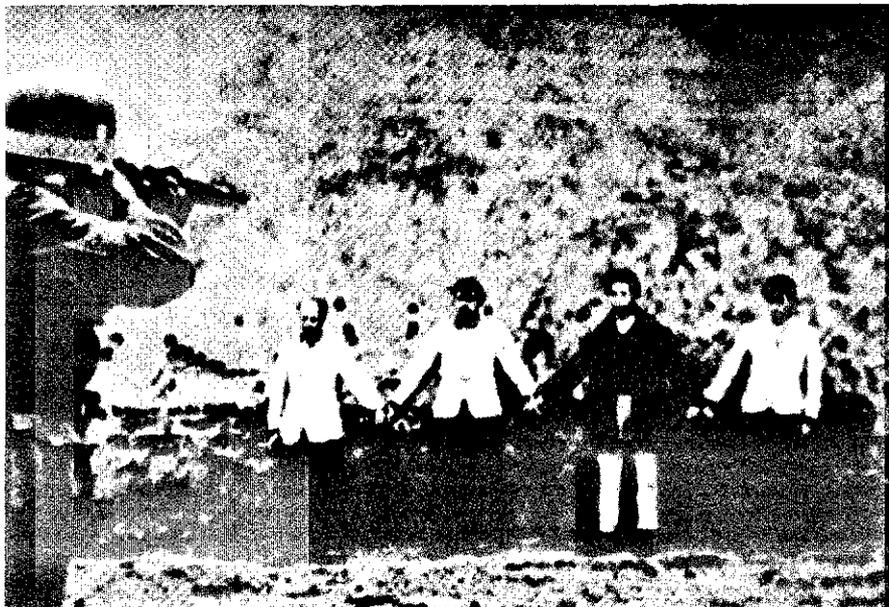
Ein Teil der regionalen Kirchenzeitungen, die entweder in Ordinariatsbesitz sind oder Lizenzabgaben an die Ordinariate zahlen, drückte sein Mißbehagen nicht nur redaktionell, sondern auch über die Werbeabteilungen aus.

Dem Sonntagsblatt für das Erzbistum Paderborn „Der Dom“ etwa erschien die Aufnahme einer Anzeige von „Publik“ „weder üblich noch zumutbar“. „Dom“-Herr Hagemeier, Vorsitzender der „Arbeitsgemeinschaft Kirchliche Presse“, erläuterte in einem Ablehnungsbescheid: „Wir müssen uns selbst laufend Erhebliches einfallen lassen und nicht zuletzt große

te-Leser reichen von „Arroganz der deutschen Bischöfe“ bis zum „Zölibat der Priester“ und kreisen vornehmlich um die „Finanzen der Kirche“. Schardt: „Dabei ist der Umsatz von Neckermann größer als der der Kirche.“

Für die ersten Nummern will Pfeifenraucher Schardt — der im Deutschordenshaus im Frankfurter Äpfelwei-Viertel Sachsenhausen residiert und von einem vierzehnköpfigen, durch die Bischöfe eingesetzten Treuhändergremium gesteuert wird — seine 20köpfige Redaktion im ideologisch sicheren Bereich der „Dokumentation und Diskussion“ halten. Denn: „Das ist auch eine Richtung.“

Lediglich zur Pille riskiert „Publik“ eine Lippe: Pillenfreunde, so heißt es in der ersten Nummer, brauchen sich „nicht als Outsider... zu fühlen“. Denn die Lehre der Enzyklika sei „revidierbar“.



Juden-Ermordung in Rußland: Geheime Reichssache am Massengrab

finanzielle Aufwendungen machen, um Abonnenten für unser Sonntagsblatt zu gewinnen.“

Und Hannes Burger von der „Münchener Katholischen Kirchenzeitung“, die sich ebenfalls gegen eine „Publik“-Werbung unter ihren Abonnenten wehrt, sieht es so: „Wir wollen ja nicht nur für die Blöden schreiben.“

„Publik“-Chefredakteur Alois Schardt, der laut Bischofs-Auftrag zum „Geist des Dialogs und der Brüderlichkeit“ verpflichtet ist, fühlt denn auch in seinem neuen Amt „keine Verwandtschaft zu den Bistumsblättern“. Schardt, der über eine Karriere bei der CDU, bei der Kirche und im Rundfunk zu „Publik“ kam, möchte zwar die von den Bischöfen gewährte Bewegungsfreiheit nutzen (Schardt: „Bisher keinerlei Einflußnahme“) und eine „genuine Wochenzeitung“ machen, ahnt aber auch, wie heiß manche Themen sind, die „Publik“-Leser angeschnitten sehen wollen.

Die bei einer Umfrage erkundeten Wunschthemen der katholischen Eli-

PROZESSE

SONDERKOMMANDO 1005

Wolkenhöhe

Russische Feuerwehr rückte an, um den nächtlichen Großbrand zu löschen. Ein bewaffnetes Sperrkommando zwang sie zur Umkehr. Das weithin sichtbare Feuer fünf Kilometer vor Kiew war eine deutsche „Geheime Reichssache“: lodernde Scheiterhaufen.

Sie waren, nach Augenzeugenberichten, bis zu acht mal acht mal drei Meter groß und „jeweils umschichtig gestapelt: eine Zwischenlage Holz, eine Zwischenlage Leichen“ — von diesen manchmal 2000. Scharf bewachte jüdische und russische Zwangsarbeitergruppen hatten zwei Jahre zuvor angelegte Massengräber öffnen, die Toten aufschichten und mit Öl, Steinkohlenteer oder Benzin übergießen müssen.

Bevor die Scheiterhaufen angezündet wurden, gaben die deutschen Aufpasser — Männer der Sicherheitspoli-

zei und des Sicherheitsdienstes (SD) — anderweitig Feuer frei: Um Mitwisser auszuschalten, erschossen sie die Leichengräber und Holzstapler und packten sie ebenfalls auf die Scheiterhaufen.

Wegen Beteiligung an dieser „Aktion 1005“ — so war die 1942 mit höchster Geheimhaltungsstufe versehene Masseneinäscherung im Reichssicherheitshauptamt (RSHA) registriert — stehen demnächst vier ehemalige SS-Leute vor einer Stuttgarter Großen Strafkammer. Während die Leichenausgrabungen juristisch nur als Störung der Totenruhe (strafrechtlich nicht mehr belangbar) einzuordnen sind, wertet die Staatsanwaltschaft die Exekution der Scheiterhaufen-Zwangsarbeiter als Mord.

Ein anderer „Aktion 1005“-Prozess fand bereits im letzten Winter in Hamburg statt: Nach 37 Verhandlungstagen verurteilte ein Schwurgericht am 9. Februar 1968 den ehemaligen SS-Hauptsturmführer Max Krahnert, den ehemaligen Schutzpolizei-Revieroberleutnant Otto Goldapp und den einstigen Schutzpolizei-Zugwachtmeister Otto Drews unter anderem wegen gemeinschaftlichen Mordes zu lebenslangem Zuchthaus.

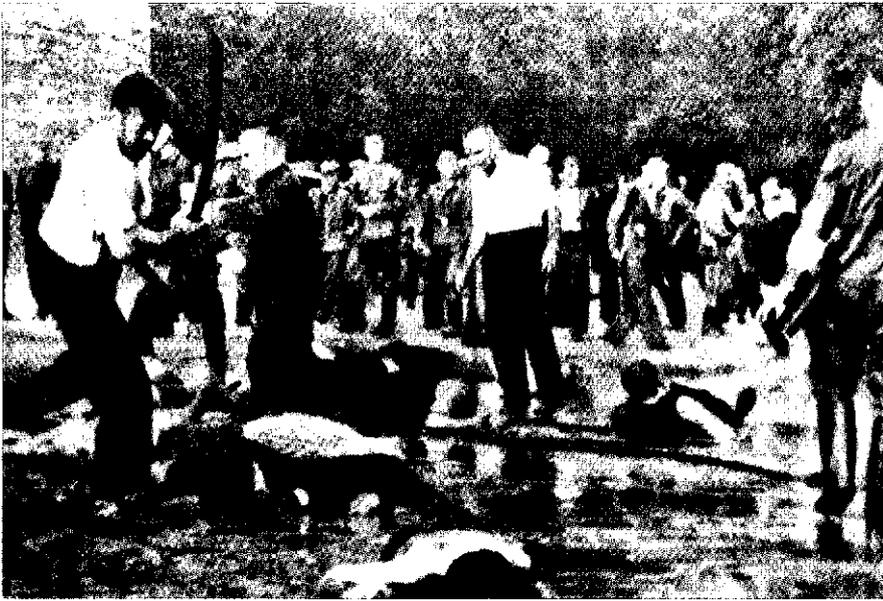
Allein sieben Verbrechen der fortgesetzten Beihilfe zum gemeinschaftlichen Mord in mindestens 530 Fällen werden dem Hauptangeklagten des Stuttgarter Prozesses angelastet, dem gelehrten Juristen und einstigen SS-Sturmbannführer (Major) Hans Sohns, 61. Mitangeklagte: die früheren SS-Hauptsturmführer Fritz Zietlow, 66, und Walter Ernst Helfsgott, 57, der Ex-Sturmscharführer Fritz Kirstein, 60.

Was ihnen heute vorgehalten wird, war 1942 vom Reichssicherheitshauptamt als Beitrag zur deutschen Gegenwartsbeschönigung gedacht. Damals ging es schon rückwärts an der Ostfront, und es erschien dem RSHA ratsam, vor den heranrückenden Russen die Spuren von Massengräbern zu tilgen.

In NS-Amtssprache hieß das „Enterdung“. Die Massengräber — so befahl Berlin — seien schleunigst zu öffnen, die Leichen zu verbrennen, die Aschenreste nach Zahngold und Schmuck zu sieben. Vor allem aber seien die zu diesen Geschäften gedungenen Zwangsarbeiter „grundsätzlich“ gleich an Ort und Stelle zu töten — nach dem grausamen Vorbild ägyptischer Pharaonen, die ihre Pyramidenbauer nach getaner Arbeit umbringen ließen, damit die Lage der gemauerten Schatzkammern nicht verraten werden konnte.

Enterdungskommando-Chef Sohns, zuvor hauptamtlicher Funktionär in der NSDAP-Reichsleitung zu München und enger Mitarbeiter des Reichsorganisationsleiters Robert Ley, machte sich mit Zietlow und anderen „1005“-Leuten von September 1943 an zunächst in der Nähe von Kiew ans Werk: in der Schlucht von Babij Jar, wo das deutsche Sonderkommando 4a Zehntausende jüdischer Männer, Frauen und Kinder hingemordet hatte (SPIEGEL 41/1967).

Mit Pickeln und Schaufeln, aber auch mit Baggern ließ Sohns die Mas-



Juden-Ermordung in Litauen: Mitwisser auf dem Scheiterhaufen

sengräber öffnen, ermittelte die Staatsanwaltschaft. Er selber kontrollierte gelegentlich den Fortgang der Arbeit an Ort und Stelle, er selber gab Befehl, die herbeigezwungenen Totengräber durch Genickschuß zu töten. Nur geschossen hat er selber nicht, jemals seine Versetzung oder Abberufung beantragt auch nicht.

Er war immer bei der Sache, meldete jeweils Vollzug unter Stichwort „Wolkenhöhe“ aus den Niederungen der Menschenvernichtung. Nachdem bei Kiew die Leichen verfeuert und die Hilfsmannschaft von etwa 330 Arbeitshäftlingen exekutiert worden war, zogen die Sohns-Kommandos eine blutige Spur quer durch das westliche Rußland. Ein Trupp verrichtete sein makabres Handwerk in Uman (5000 Leichen exhumiert, etwa 50 russische Ausgraber exekutiert) und Kamenez-Podolsk (nahezu 2000 Leichen, mindestens zehn Exekutionen), ein zweiter unter anderem in Nikolajew (3000 bis 4000 Leichen, 40 bis 50 Exekutionen) und Wosnessensk (etwa 1000 Leichen, 40 bis 50 Exekutionen).

Mitunter suchten sich die teutonischen Wach- und Schießgesellschaften bei Biergelagen zu stärken. Wenn Verwesungsgeruch und vielleicht auch Ekel vor den eigenen Untaten die Durchhaltekraft zu mindern drohte, schickte Sohns seine Leute zwischendurch für vier Wochen zur Kur in die Hohe Tatra.

In Durchhaltemanier bewältigten die Spezialisten schließlich noch in der Umgebung von Riga verschiedene „1005“-Aktionen. Wahrscheinlich wurden dort etwa 50 000 Leichen ausgegraben und verbrannt, eine nicht mehr rekonstruierbare Anzahl von Arbeitsklaven ermordet. Von Riga aus setzten sich die Täter vor den heranrückenden Rotarmisten mit dem Schiff nach Danzig ab.

Weil auch Häftlinge eines Konzentrationslagers an Bord genommen worden waren, überkam die SS- und SD-Leute freilich Angst. Hauptsturmführer Helfsgott argwöhnte, den „1005“-Geheimnisträgern werde das-

selbe Schicksal wie den anderen, schon hingerichteten Mitwissern widerfahren. Aber was deutsche Exekutionskommandos anderen bereitet hatten, blieb ihm erspart.

Helfsgott, der die Möglichkeit einräumt, bei „abschließenden Kontrollen“ etwa einem noch nicht toten Exekutierten selbst den „Gnadenschuß“ gegeben zu haben, kam nach dem Krieg in seinem alten Beruf als Kriminalist unter und brachte es bis zum Oberkommissar im Düsseldorfer Landeskriminalamt.

SS-Sturmscharführer Kirstein, den Zeugen mindestens einmal beim persönlichen Häftlings-Erschießen gesehen haben wollen, besann sich auf ehemals erlernte Metier; er wurde wieder Herrenschneider.

SS-Sturmbannführer Sohns verdingte sich einer Stuttgarter Elektrofirma als Lagerarbeiter. Und der Mitangeklagte Fritz Zietlow ließ sich im Telefonbuch wieder als „Schriftleiter“ eintragen.

Dieser Beruf ist Tarnung, ebenso wie der andere gelegentlich angegebene eines „Auslandskorrespondenten“. In Wirklichkeit blieb Zietlow auch nach dem Zweiten Weltkrieg in geheimen Sachen tätig: für einen bundesdeutschen Nachrichtendienst.

HANDEL

TWEN'S SHOPS

Endlich austoben

Jugendliche zwischen 14 und 16 Jahren verfügen im Monat durchschnittlich über 70 Mark. Teens zwischen 17 und 19 geben alle vier Wochen 201 Mark aus und Twens zwischen 20 und 24 sogar 366 Mark. Das stellten Marktforscher des Hamburger Versandhauses Otto fest.

* Der Otto-Versand erzielte 1967 im Kataloggeschäft 665 Millionen Mark Umsatz, Neckermann 528 Millionen Mark. An der Spitze liegt die Firma Quelle mit 1,298 Milliarden Mark.

Als sie ihrem Chef diese Daten auf den Schreibtisch legten, beschloß der Boß des zweitgrößten westdeutschen Katalog-Unternehmens: „Da müssen wir hinein.“ Nachdem Werner Otto, 59, den Olympier der Branche, Josef Neckermann, bereits überrundet hat*, gründete er jetzt eine neue Zweiggeseellschaft: die Post-Shop-Versand GmbH. Sie will Westdeutschlands junge Konsumenten, die jährlich über 20 Milliarden Mark ausgeben, als Stammkunden gewinnen.

Bisher wurde das Teen- und Twen-Genre, das — von Londons Carnaby Street ausgehend — den Kontinent eroberte, nur in exklusiven Boutiquen, den Twen's Shops des Düsseldorfer Kaufmanns Dolf Selbach und in den Sonderabteilungen einiger Warenhäuser angeboten.

In Kleinstädten und auf dem Lande, so fanden Ottos Markttester, hatten die jungen Leute meist keine Gelegenheit, auf der modernen Welle zu reiten. Da aber auch sie keine Hinterwäldler sein wollen, schickt ihnen der Hamburger jetzt das ganze Rüstzeug der Großstadt-Fans ins Haus: Mini- und Maximode, Musikinstrumente, Party-Utensilien und 2800 weitere Artikel.

Sie stehen in Ottos Twen's-Shop-Magazin, das der Post-Shop-Chef Dr. Egon Hagen seit Anfang dieser Woche in die Briefkästen der jungen Leute stecken läßt. Startauflage: 400 000 Stück. Anstelle braver Katalogbildchen bietet Ottos Warenfibel prickelnde Szenen: Laternenpartys, Picknicks um einen Rugbyplatz, garniert mit hübschen Blondinen im Bonnie-and-Clyde-Look.

„Werbung und Einkauf konnten sich endlich einmal in ausgefallenen Ideen austoben“, so kommentierte Ottos erster Geschäftsführer Günter Nawrath das Sortimentsbilderbuch. Da zwei Millionen 13- bis 19jährige Jungkonsumenten ein eigenes Zimmer haben, das sie nach ihrem eigenen Ge-



Post-Shop-Chef Hagen
Falsche Locken im Paket